

dtv

Margit Walsø

Geliebter Voltaire

Roman

Aus dem Norwegischen
von Åse Birkenheier

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Verlag dankt NORLA für die freundliche
Unterstützung der vorliegenden Übersetzung

Deutsche Erstausgabe

September 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

© 2007 Gyldendal Norsk Forlag AS, Oslo

Titel der norwegischen Originalausgabe:

»Kjære Voltaire«

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: »Marquise de Châtelet«

von Quentin de La Tour

(akg-images)

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Caslon 9,95/12,5'

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21159-8

Für meinen Bruder Lars

Voltaire musste es als Erster erfahren.

Die Tage im frühen Neujahr waren ungewöhnlich mild gewesen, doch jetzt war das flache Land langsam zugefroren. Es war Nachmittag. Die Schatten zerschnitten die Landschaft, verliehen ihr eine klare und gleichzeitig unwirkliche Note.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, legte ihre Arme über die Papiere. Es war Ende Januar. Ein Anfall von Schüttelfrost pflanzte sich durch ihren Körper hindurch, bis in die zitternden Fingerspitzen hinein. Sie hatte am Fenster gestanden, als ihr plötzlich schwindelig wurde. Jetzt trat ihr Schweiß auf die Stirn, und sie fror, obwohl hinter ihr das offene Feuer knisterte. Sie hatte lange nichts zu sich genommen, der bloße Gedanke an Essen bereitete ihr Übelkeit.

Sie ordnete den Papierstoß vor sich, nahm den Federhalter neben dem Tintenfass zur Hand und begann, im Manuskript zu blättern; die dünnen weißen Bögen waren von kleinen schwarzen Zeichen übersät. Es war nicht mehr hell genug, um zu arbeiten, sie musste bis zum Morgen warten.

Unbewegt starrte sie auf das Papier. Schweißtropfen fielen auf ihre Hände, sie wischte sie mit dem Ärmel ihres Kleides fort. Im Schloss war niemand mehr außer ihr.

Ihr blieben noch ein Winter, ein Frühjahr und ein Sommer. Sie war zweiundvierzig Jahre alt, hatte drei Kinder zur Welt gebracht und wusste, was sie erwartete.

Cirey, im Januar 1749. Sie tauchte die Feder in die Tinte. Voltaire war in Paris, weit weg von ihr, aber er musste es als Erster erfahren.

Voltaire

Das Korsett war eng; bevor es hinten zusammengeschnürt wurde, ließ es den Rücken nahezu frei. Es war schwer, sich vorzustellen, dass die beiden Stoffstücke Kante an Kante exakt aneinanderstoßen würden – eine schnurgerade Linie entlang ihrer Wirbelsäule. Die Löcher, durch die die Schnur gezogen wurde, waren mit Metallringen verstärkt, damit der Stoff die unsanfte Behandlung überstand.

»Nicht so ungeduldig. Es hat doch keinen Zweck, mich so schnell zu schnüren, ich bekomme ja keine Luft mehr!«

Émilie ärgerte sich über das Mädchen, das ihr beim Ankleiden half. Sie war in allem, was sie tat, so ungestüm, so rücksichtslos. Sie hatte es wirklich nicht eilig, hatte ausnahmsweise rechtzeitig mit dem Ankleiden begonnen, ein recht umfangreiches Programm, wenn sie gepflegt aussehen wollte, und das wollte sie. Heute Abend war es ihr besonders wichtig. Wenn sie sonst verabredet war, musste sie sich oft beeilen, weil sie zu lange gelesen und dabei die Zeit vergessen hatte.

Heutzutage versammelte man sich in den Salons, um über Mathematik und Physik zu diskutieren. 1733 schien für die Wissenschaft ein gutes Jahr zu werden. Sie selbst verbrachte immer mehr Zeit damit, wissenschaftliche Texte zu lesen. Sie studierte jedoch nicht Mathematik, um in den Salons unter funkelnden Kronleuchtern darüber zu diskutieren – sie tat es aus einem starken inneren Drang heraus, dem Drang, *wissen zu wollen*. Stundenlang schloss sie sich in ihrem Zimmer ein. Zwar hatte sie immer viel gelesen; Sprachen, religiöse Schriften, Philosophie. Doch jetzt beschäftigte sie sich meistens mit den Naturwissenschaften. Ihrer Meinung nach war es

weitaus schwieriger, die Liebe zu begreifen, als naturwissenschaftliche Phänomene zu verstehen.

Es gab allerdings auch andere Gründe dafür, dass sie sich seit einiger Zeit nicht in der Öffentlichkeit gezeigt hatte. Sie hatte abwarten wollen, bis sich das Gerede wieder gelegt hatte. Im Nachhinein erkannte sie, wie töricht sie sich benommen hatte, und wenn es in dieser Stadt etwas gab, was den Leuten missfiel, dann waren es eben Menschen, die sich wider besseres Wissen von ihren Gefühlen mitreißen ließen. Eine Liebschaft, ein Seitensprung, eine Affäre – alles nichts Schlimmes, im Gegenteil, nur durfte man sich nicht vor aller Welt beklagen, wenn der andere einen Schlusstrich ziehen wollte. Émilie war alles andere als taktvoll gewesen. Auf geradezu jämmerliche Art und Weise hatte sie versucht, mit aller Macht an Guébriand festzuhalten, hatte sich geweigert, die Anzeichen dafür, dass er nicht mehr wollte, richtig zu deuten. Jetzt bereute sie es, ihm eine derartige Szene gemacht zu haben, nur weil sie ihn zum Bleiben hatte zwingen wollen. Sie hatte damit gedroht, sich das Leben zu nehmen, wenn er sie verlassen würde. Jetzt schämte sie sich dafür.

Das Dienstmädchen war für einen Moment aus dem Raum gegangen, und Émilie saß allein vor dem ovalen Spiegel. Sie sah darin eine Frau, nicht hübsch, nicht hässlich, grüne Augen, eine Nase, die ein wenig zu groß für die schmale untere Gesichtspartie war, ein bescheidenes Kinn. Sie beugte sich nach vorn. Mit dem Gesicht dicht am Spiegel studierte sie die Iris um die Pupillen herum, die Landschaft da drinnen, die ihr zum Sehen verhalf, den grünen Kreis, der zu ihren innersten Gedanken führte. Zu ihrem Reichtum. Lächelnd betrachtete sie ihr Spiegelbild.

Sie hatte noch einiges zu lernen. Ihre Kindheit war geprägt von Sorglosigkeit und Geborgenheit, und je älter sie wurde, umso deutlicher hatte sie gesehen, dass sie als Kind ein höchst

ungewöhnliches Leben geführt hatte. Ihr geliebter Vater hatte nie versucht, ihr Temperament zu zügeln, sondern hatte es als ein Zeichen ihres klugen Kopfes gedeutet. Er hatte sie selbst unterrichtet, bei ihm hatte sie Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. Sie besaß eine schnelle Auffassungsgabe, und der Vater ließ sie nicht nur gewähren, sondern unterstützte sie sogar darin, noch viel mehr zu lernen. Andere, kindliche, Interessen waren ihr fremd, und so war sie aus ihrer kindlichen Studienzeit direkt in den Hafen der Ehe gesteuert.

Nach einigen Jahren in Semur-en-Auxois hatte ihr Mann eingewilligt, zurück in die Stadt zu ziehen. Das kalte, massive Familienschloss war kein Ort für sie gewesen. Sie wollte in der Stadt leben, wo alles pulsierte, sich veränderte. Rasch hatte sie Freunde gefunden, die sich ihrer annahmen, die sie einluden und ihr zeigten, wie das Pariser Leben gelebt werden musste. Das langweilige Dasein in der Provinz war endlich vorbei. Es war leicht gewesen, Florent zu überreden: Da er selbst Offizier war und oft für längere Zeit ohne Unterbrechung in der Garnison oder im Feldlager bleiben musste, wären sie und ihre Kinder in der Stadt besser aufgehoben.

Sie blieb vor dem Spiegel sitzen, das Mieder bereits zur Hälfte geschnürt. Wenn man es langsam machte, lief es beinahe von selbst.

Den ganzen Tag war sie im Haus geblieben, hatte niemanden empfangen. Das Studium der Mathematik nahm viel Zeit in Anspruch. Sie tat es längst nicht mehr zu ihrem eigenen Vergnügen; es war eine Passion geworden, nicht unähnlich dem, was sie für Liebe hielt. Diese Leidenschaft in ihr war beinahe stärker noch als die Liebe, die sie bisher erfahren hatte. Vielleicht entsprach das nicht ganz der Wahrheit, doch war es in jedem Fall eine Liebe, die erwidert wurde. Wenn sie vor ihren Büchern saß, hatte sie das Gefühl, weit mehr zu-

rückzubekommen als das, was sie leistete. Nicht viele konnten das verstehen.

Es war ihr peinlich, an Guébriand zu denken, sie hatte sich gründlich blamiert. Plötzlich graute ihr vor dem grellen Licht in der Oper.

Mit einem letzten Ruck und einiger Kraftanstrengung schloss das Mädchen das Korsett. Émilie war jetzt bereit, das Kleid anzuziehen, und voilà – dort stand sie, in flaschengrüne Seide gegossen. Über dem Rock saß das bestickte Mieder, eng und elegant, eine feste und zuverlässige Form. Sie glättete den weiten Rock und registrierte mit Wohlgefallen den bewundernden Blick des Dienstmädchens.

Émilie verzichtete auf die Perücke; ihr eigenes langes, volles Haar sah viel schöner aus. Das Mädchen half ihr dabei, es hochzustecken, das Schminken besorgte sie selbst. Zuerst trug sie Puder auf und wirbelte dabei ein weißes Wölkchen auf.

Noch war sie vom Alter nicht gezeichnet, im September würde sie siebenundzwanzig werden. Ein Hauch von Rot akzentuierte ihre Wangen. Mit dem schwarzen Stift betonte sie die Augen, denn sie wollte unter den vielen anderen in der Oper hervorstechen.

Von draußen waren Hufschläge zu vernehmen, die Pferde standen schon bereit. Émilie steckte die wenigen Dinge, die sie immer bei sich haben musste, in das kleine Täschchen am Handgelenk. Dann setzte sie sich noch einmal vor den Spiegel, legte die schimmernde Perlenkette um den Hals, tauschte aber dann die Perlen gegen die Kette mit den grünen Steinen aus. Nein, sie würde beide nehmen, entschied sie, warum nicht mehrere Ketten in verschiedenen Längen. Aus der Schmuckschatulle suchte sie schließlich auch noch ihre längste Perlenkette heraus: Drei Reihen wären perfekt.

Sie ging in den Salon hinunter, um auf Elisabeth zu warten, die sie begleiten würde. Abends blieben die Kinder auf ihren Zimmern. Früher am Tag hatte sie sich mit Gabrielle und Florent Louis unterhalten. Sie bemühte sich, gewisse Routinen einzuhalten, verbrachte aber sicherlich nicht so viel Zeit mit ihren Kindern wie ihr eigener Vater damals mit ihr und den Geschwistern. Zu viele andere Dinge beanspruchten ihre Zeit. Die Tochter würde bald sieben werden, der Junge war fünf, sie kamen mittlerweile gut allein zurecht. Émilie hatte damit begonnen, sie zu unterrichten, wollte jetzt aber für den Sohn einen Privatlehrer anstellen. Das dritte Kind war noch kein Jahr alt und befand sich auf dem Land in der Obhut einer Amme. Sie und ihr Ehemann teilten nur noch selten das Bett, und dieses Kind war streng genommen nicht notwendig gewesen. Den Sohn hatte sie ja – gemäß Ehevertrag – längst geboren.

Elisabeth kam wie immer spät und war völlig außer Atem.

»Meine Liebe, man sollte meinen, Sie wären zu Fuß hierhergekommen.«

Mit der Gesundheit der Freundin stand es nicht zum Besten; sie war eher zart gebaut, hatte aber trotzdem ein heiteres Gemüt und besaß die Fähigkeit, die launischen Ausbrüche anderer mit ihrem eigenen Frohmut abzuschwächen. Von der Mathematik verstand sie nicht das Geringste, hörte aber gern zu, wenn Émilie ihr etwas erklärte.

Jetzt sank sie ins Sofa, trocknete sich die Stirn und nahm dankbar das Glas, das ihr gereicht wurde, entgegen. Nach einem großen Schluck begann sie sofort zu husten.

»Natürlich nicht«, antwortete sie, sobald sich ihr Atem etwas beruhigt hatte, »aber ich habe mich verspätet, und ich wollte Sie nicht länger warten lassen. Wir wollten uns doch kurz unterhalten, bevor wir losfahren.« Während sie sprach,

blickte Elisabeth sich hastig um. Sie musste immer nachschauen, ob seit dem letzten Mal etwas Neues dazugekommen war, denn Émilie bestellte häufig zusätzliche Möbel für das Haus. So hatten sie sich auch kennengelernt: Sie waren sich zufällig beim Schreiner begegnet, der die ausgefallensten Tische der Stadt in lackiertem Mahagoni anfertigte. Die beiden Frauen stellten fest, dass sie den gleichen Geschmack hatten, und es endete damit, dass sie den gleichen Tisch bestellten. Damals waren sie Freundinnen geworden.

»Es ist noch Zeit, immer mit der Ruhe. Ich bin im Übrigen etwas unsicher, was diesen Abend betrifft; sollte ich vielleicht doch lieber daheim bleiben?«

Émilie stellte die Frage eigentlich nur, um in ihrem Vorhaben bestätigt zu werden; im Grunde hatte sie ihre Zweifel schon überwunden. Die Lust darauf, die glitzernden Kronleuchter der Oper zu sehen, war stärker als das Gefühl von Verlegenheit, das sie immer noch überkam, wenn sie an die beschämende Geschichte dachte.

»Aber nein!« Elisabeth schüttelte den Kopf. »Sie sind dem gesellschaftlichen Leben schon viel zu lange ferngeblieben. In Paris wird man schnell vergessen, das dürfen Sie nicht riskieren.«

»Aber Sie wissen doch, wie schlecht die Leute über mich reden, und ich habe wirklich keine Lust, heute Abend Guébriand zu begegnen.«

»Er mag doch die Oper gar nicht. Sie werden bald einem anderen begegnen, der Sie all das vergessen lässt.«

Elisabeth war dieses Themas inzwischen überdrüssig; seit langem schon redeten sie über nichts anderes als Guébriand. Was diesen Mann betraf, konnte sie Émilies Geschmack überhaupt nicht verstehen. Sie selbst war nicht einmal verheiratet, das war wesentlich schlimmer. Émilies Leben dagegen verlief in den richtigen Bahnen: Sie hatte einen anständigen,

reichen Mann, der sie respektierte und in Ruhe ließ, die richtige Anzahl Kinder und genügend Freiheit, um ihre Passionen zu pflegen.

In der Rue le Peletier fuhren die Wagen dicht hintereinander; um diese Tageszeit herrschte dort reger Verkehr. Alle steuerten in dieselbe Richtung, dem Glanz- und Geheimnisvollen entgegen, das sie im Inneren der Oper erwartete.

Von außen sah sie weniger beeindruckend aus, thronte aber majestätisch genug am Ende der langen Straße, wie ein glitzerndes Zentrum für kleine und große Geheimnisse, heitere Abenteuer und böswillige Gerüchte. Aus allen Teilen der Stadt strömten Frauen und Männer herbei, begehrten Einlass, wollten sich von den Tönen fesseln lassen, andere sehen und selbst gesehen werden, wollten Kleider und Blicke studieren und mitbekommen, wer mit wem redete, eben alles erfahren, was es zu erfahren gab.

Im Wagen diskutierten Émilie und Elisabeth über den Herzog von Richelieu – das Lieblingsthema vieler Pariser Frauen. Émilie kannte ihn schon länger; er war ein Günstling des Königs, erfolgreicher Heerführer, Mitglied zahlreicher Akademien – mit anderen Worten: ein unwiderstehlicher Mann. Alle waren der Meinung, dass er bald heiraten sollte.

Am Ziel angekommen, schlossen sie sich dem Strom der Menschen an, hinein in die hell erleuchtete Halle.

Sie würden in der Loge der Herzogin von Saint-Pierre sitzen. Sowohl die Herzogin als auch ihr junger Begleiter Forcalquier waren erleichtert, dass Émilie endlich ihr selbst auferlegtes Exil aufgegeben hatte. Émilie war schon eine ganz besondere Frau, aber diese beiden waren nicht weniger exzentrisch, ein ungleiches Paar, das sich trotz des großen Altersunterschiedes gefunden hatte. Die Herzogin war eine ältere

Dame, die im gesellschaftlichen Leben einen Rang einnahm, den ihr niemand streitig machen konnte. Sie hatte sich selbst zu Émilies Beschützerin ernannt, und das war auch notwendig gewesen. Besonders die Frauen verbreiteten böswillige Gerüchte über Émilie, und natürlich verstand niemand, warum sie meist zu Hause blieb und sich mit mathematischen Beweisen beschäftigte. Glaubte sie, dass sie etwas Besseres sei? Ein weiblicher Newton vielleicht? Ha! Und ihr Liebesleben sei eine einzige Katastrophe! Die Herzogin hatte eine schwierige Aufgabe übernommen.

Die Oper war erfüllt von lautem Stimmengewirr, das sich nicht so rasch legen wollte. An diesem Abend wurde Jean-Philippe Rameaus erste Oper ›Hippolyte und Aricie‹ uraufgeführt. Es konnte ein Erfolg oder ein Fiasko werden, das Publikum würde entscheiden. Jean-Baptiste Lullys lyrische Tragödien hatten immer noch viele Anhänger; an diesem Abend saßen aber auch Rameaus junge Freunde mit im Saal.

Langsam kehrte in den gut gefüllten Logen Ruhe ein; man hatte gesehen, wer seinen Platz eingenommen hatte, wer nicht gekommen war, wer mit wem zusammensaß. Nur aus dem Parterre erklangen noch immer Gespräche, Rufe, Räuspern und Gläserklirren. Émilie schloss die Augen. Es wurde still, und sie ließ sich vom überwältigenden Klang der Ouvertüre fesseln.

In der Pause hatten es ihre drei Freunde eilig. Sie wollten sich unterhalten, gesehen werden, und so verschwanden sie aus der Loge, bevor Émilie sich auch nur aus ihrem Sitz erhoben hatte. Sie war noch vollkommen überwältigt von der Musik und zögerte, wollte dem eben Gehörten noch etwas nachspüren. Schließlich stand sie auf und ging ins Foyer. Dort

blieb sie stehen, unsicher, wohin sie gehen sollte. Sie sah niemanden, den sie kannte.

Ein Mann, schmal, mit geradem Rücken, steuerte direkt auf sie zu. Sie wusste sofort, wer er war, es war unschwer, ihn zu erkennen. Als er sie erblickte, blieb er stehen und berührte überraschend ihren Arm. Er sah sie an, bis sie ihren Arm behutsam zurückzog. Sein Benehmen war unerhört, trotzdem wandte sie sich nicht ab und ließ ihn stehen, obwohl sie jedes Recht dazu gehabt hätte.

Er fragte, ob sie allein sei. Sie schüttelte den Kopf und sagte, dass sie in der Loge der Herzogin von Saint-Pierre sitze; Florent sei nicht in der Stadt.

»Darf ich Sie einladen, ein Glas mit einem Philosophen zu trinken?«

Sie nickte und nahm seine flinken Bewegungen wahr, auch die der Augen, die sie direkt anschauten. Ein Lächeln lag darin, dennoch vermochte sie nicht zu erkennen, was er dachte.

»Sie kennen sich gut aus in den neuen Wissenschaften, nicht wahr? Ich meine so etwas gehört zu haben.«

»Ja, ich studiere fleißig und habe schon einige Lehrer verschlissen. Woher wissen Sie das?«

»Ich kann mich noch gut an Sie erinnern, aus dem Salon Ihres Vaters. Er war sehr stolz auf Sie. Es ist so lange her, Sie erinnern sich sicher nicht mehr daran.«

»Sie lasen Gedichte vor, und ich war davon völlig gefesselt. Wie könnte ich das vergessen.«

Er lächelte, winkte aber ab, als wollte er das Thema wechseln.

»Könnten Sie mir dabei helfen, Newtons Theorien zu begreifen? In allen Details?«, fragte er.

»Wenn es mir selbst jemals gelingen sollte, ihn wirklich zu verstehen, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung. Derzeit bin

ich davon jedoch weit entfernt, und ich möchte etwas mehr als nur die Salonversion kennenlernen.«

»Sie wollen tiefer eindringen, das gefällt mir.«

Er winkte einem Kellner zu, nahm zwei Gläser und ging ihr mit sicheren Schritten voran zur Loge hinüber, die immer noch leer war. Wo waren die anderen geblieben, sie hätte sie jetzt gern hier gehabt. Was wusste er über sie? Sie prosteten sich gegenseitig zu und tranken, die Pause neigte sich schon dem Ende entgegen. Er gab ihr eine Karte mit seiner Adresse und bat sie im Namen der Wissenschaft um ein Treffen.

»Sie werden demnächst zusammen mit Ihren Freunden in mein Haus eingeladen werden – zu einem philosophischen Mahl.«

»Sind Sie sich da so sicher?«

»Wollen Sie vielleicht nicht?«, fragte Voltaire.

Er durfte nicht denken, dass sie nicht wollte.

»Wenn meine Freunde wollen, dann will auch ich. Ich freue mich darauf.«

Mit der Antwort sichtlich zufrieden, nahm er ihre Hand und küsste sie. Sein Blick ließ sie nicht los, bis er sich umdrehte und ging.

Sie hatte die Wahrheit gesagt, als sie erklärte, dass sie sich an ihn erinnerte. Sie waren sich tatsächlich schon einmal begegnet, vor langer Zeit.

Ihre Mutter hatte zu besonderen Anlässen immer besonders schöne Kleider angezogen. In einer Saison hatte sie manchmal ein cremefarbenes Seidenkleid getragen, das Émilie besonders liebte, mit einem Goldmuster am Mieder, am Hals und an den Handgelenken. Wegen des Salons, den die Eltern für Freunde, Wissenschaftler, Gäste, Schauspieler und Poe-